

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 24. 1892.

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Herr Freising," fuhr Wendland in seinem Berichte fort, „hatte selber bei einer Feuersbrunst eine Verletzung davongetragen, und war darum etwas angegriffen und verwirrt, aber er war uns doch behilflich, den schweren Körper hereinzuschaffen und ihn drinnen auf das Sopha zu legen, wo wir uns dann durch eine genaue Untersuchung überzeugen konnten, daß er wirklich und wahrhaftig ganz todt sei. Nach einer Weile kam auch der erwartete Wagen, auf welchem wir ihn nach Gollnow schaffen konnten."

Erschöpft und auf das Tiefste erschüttert von der Erzählung der schrecklichen Dinge, welche er an diesem verhängnißvollen Morgen erlebt hatte, hielt Wendland inne. Armbrecht's Wißbegierde aber schien durch die umständliche Darlegung keineswegs befriedigt.

„Und weiter? Sind die Behörden bereits von dem Ereigniß unterrichtet worden?"

„Gewiß. Schon um sieben Uhr waren zwei Polizeibeamte aus der Kreisstadt mit dem Herrn Physikus da. Er stellte ebenfalls fest, daß beide Schußwunden tödtlich seien, und daß der Tod fast auf der Stelle eingetreten sein müsse. Dann wurde das Zimmer, in welchem sich die Leiche befand, und die Wohnräume überhaupt unter Siegel gelegt. Um Neun aber traf die eigentliche Untersuchungskommission vom Gericht ein, und jetzt sind die Vernehmungen bereits in vollem Gange. Der Herr Untersuchungsrichter war es, der mich beauftragt hat, auch Sie, verehrter Herr Armbrecht, um Ihr Erscheinen zu bitten."

„Er erwartet mich gleich jetzt? Noch an diesem Vormittage?"

„Ich glaube allerdings, daß ihm viel daran gelegen wäre, Sie so bald als möglich zu sprechen."

Armbrecht drückte auf die Glocke.

„Nun gut, dann brauche ich Sie nicht um weitere Mittheilungen zu ersuchen, denn ich werde dort alles Wissenswerthe erfahren. — Lassen Sie sofort anspannen!" befahl er dem eintretenden Friedrich, und gegen Wendland gewendet fügte er hinzu: „Sie können meinetwegen diese Gelegenheit benutzen, nach Gollnow zurückzukommen, wenn Sie sich auf den Bock zu dem Kutscher setzen wollen. Warten Sie bis zur Abfahrt draußen vor dem Hause."

Es war dem alten Buchhalter wohl anzusehen, daß er noch eine Frage oder eine Bitte auf dem Herzen habe; aber die harten Züge des unbeweglichen Gesichts nahmen ihm den Muth dazu. So schlich er denn mit einer abermaligen linkischen Verbeugung, die vollständig unbeachtet blieb, stille aus dem Zimmer und setzte sich draußen in einen schattigen Winkel, wo ihn Niemand sah, und wo seine dürre Gestalt keinen Anstoß erregen konnte.

Die große Neuigkeit aber, welche er mitgebracht hatte, war, noch ehe er drinnen in Armbrecht's Zimmer mit seiner ausführlichen Erzählung zu Ende gekommen, unter den Bewohnern des Schlosses bereits von Mund zu Mund gegangen. Auch Hertha hatte sie erfahren, und ohne Zögern begab sie sich noch einmal vor Helenens Thür.

„Oeffne mir!" sagte sie dringend. „Ich habe Dir eine Mittheilung von höchster Wichtigkeit zu machen. Das Schicksal selbst ist für Dich eingetreten — Du bist frei."

In der nächsten Sekunde schon wurde der Schlüssel umgedreht, und Helene, die vollständig angekleidet war, obwohl ihr leidendes Aussehen das Vorhandensein eines schweren Unwohlseins zu bestätigen schien, stand vor ihrer Base.

„Was sagst Du, Hertha? Ich sei frei? Ja, mein Gott, wie soll ich das verstehen?"

Die Tochter Armbrecht's legte ihren Arm stützend und liebkosend um die zierliche Gestalt und führte sie nach dem Sopha zurück.

„Bist Du stark genug, etwas Außerordentliches zu hören, etwas, das ich kaum auszusprechen wagen würde, wenn Du selbst mir nicht vor einer kurzen Reihe von Tagen erklärt hättest, daß Du diesen Kreuzkamp niemals lieben würdest? Und zu meiner Beruhigung — damit ich nicht dennoch eine Unvorsichtigkeit begehe — wiederhole mir noch einmal, daß Du ihn nicht liebst."

Der starre, geisterhafte Ausdruck in Helenens Antlitz war es, der sie erschreckt hatte. Und tonlos, wie aus dem Munde eines Automaten, klang denn auch die Antwort: „Nein, ich liebe ihn nicht; aber ich bin trotzdem fest entschlossen, meine Pflicht zu erfüllen."

„Darum handelt es sich jetzt nicht länger, liebe Helene. Kreuzkamp wird keine Pflichterfüllung mehr von Dir beanspruchen. Er ist aus den Reihen der Lebenden geschieden."

Die Braut des Todten rührte sich nicht. Ob sie die ungeheuerliche



Prinzessin Clementine von Sachsen-Coburg, Mutter des Fürsten Ferdinand von Bulgarien. (S. 188)

Botschaft nicht sogleich in ihrer ganzen Bedeutung zu fassen vermochte, oder ob die grausamen Kämpfe der letzten Tage ihr Gefühlsleben bis zu völliger Theilnahmslosigkeit abgestumpft hatten, jedenfalls verrieth kein Zucken in ihrem Antlitz Bestürzung oder Entsetzen.

„Wer sagt das?“ fragte sie in demselben müden Ton. „Man wird Dich betrogen haben, oder vielleicht auch hast Du die Absicht, mich auf die Probe zu stellen.“

„Armes Kind! Wie übel muß man Dir mitgespielt haben, wenn Du selbst in meine Aufrichtigkeit Zweifel setzen kannst! Nein, ich berichte Dir nichts anderes, als die volle Wahrheit. Kreuzkamp wurde in dieser Nacht auf seinem Heimritt nach Gollnow bei dem Moorhofe meuchlerisch erschossen.“

Jetzt erst schien Helene das Schreckliche zu begreifen. Mit beiden Händen nach der Stirn greifend, sprang sie empor.

„Erschossen? Ermordet? Und bei dem Moorhofe? O, nur das nicht — nur das nicht, allbarmherziger Gott!“

„Ich hätte es Dir vorsichtiger beibringen sollen,“ beschwichtigte Hertha, „aber verhehlen durfte ich es Dir nicht, wenn nicht in der nächsten Viertelstunde einer der Dienstboten noch ungeschickter damit herauskommen sollte. Und wenn es Dir ein Trost sein kann, zu hören, daß Dein Verlobter allem Anschein nach einen schmerzlosen Tod gefunden, daß er —“

Helene schüttelte heftig den Kopf. In ihren sonst so sanften Augen brannte eine wahnwitzige Angst.

„Sprich nicht von ihm, Hertha, er ist ja todt! Sage mir nur, wer — wer hat es gethan?“

„Wer es gethan hat?“ fragte Hertha erstaunt. „Irgend ein Wegelagerer vermuthlich, der es auf Kreuzkamp's Börse und seine Werthsachen abgesehen hatte. Ich weiß es nicht!“

„Bei dem Moorhofe, sagst Du, habe man ihn gefunden? Und war er beraubt? — O, ich bin nur zu sicher, daß er nicht beraubt worden ist!“

Sie ging mit gerungenen Händen in dem kleinen Zimmer auf und nieder. Wie groß auch Hertha's Theilnahme war, ihr Befremden über diese seltsamen Ausrufungen drängte doch für den Augenblick fast die Theilnahme zurück.

„Ich verstehe Dich nicht, Helene. Das Alles kommt doch erst in zweiter Linie. Für die Entdeckung des Mörders mögen die Gerichte sorgen. Uns kümmert nur der Ermordete und sein Geschick.“

Die Verlobte Kreuzkamp's hörte offenbar kaum noch auf das, was ihre Base sprach. Sie setzte ihre ruhelose Wanderung fort; dann begann sie sich plötzlich, einer Eingebung des Augenblicks folgend, zum Ausgehen anzukleiden.

„Was hast Du vor?“ fragte Hertha. „Du bist viel zu erregt und angegriffen, um jetzt das Haus verlassen zu können.“

„Ich muß zu ihm!“ erwiederte Helene, mehr zu sich selbst sprechend, als gegen die Fragende gewendet. „Was auch kommen möge, ich muß zu ihm!“

„Zu wem? Zu Kreuzkamp? Nun, wenn Du stark genug bist, das Grauen zu überwinden, welches mich in einem solchen Falle gewiß zurückhalten würde, und wenn Du Dich nicht vor den Herren vom Gericht fürchtest, welche eben jetzt in Gollnow ihres Amtes walten, so kannst Du ja meinen Vater begleiten, der sich eben anschickt, dahin zu fahren.“

Helene hatte die ersten Fragen ihrer Base mit einem Kopfschütteln beantwortet, als sei es gar nicht ihre Absicht, an die Leiche ihres Verlobten zu eilen; dann aber war sie aufmerksam geworden und schien mit einem Entschluß zu ringen.

„Die Herren vom Gericht, sagst Du? Ist es gewiß, daß ich sie dort antreffen werde?“

„Der Mann, welcher die Nachricht von dem Geschehenen soeben hierher gebracht hat, kam im Auftrage des Untersuchungsrichters, um meinen Vater zu holen. Wahrscheinlich erwartet man von ihm irgend eine wichtige Auskunft.“

„Wohl, dann werde ich mit ihm fahren. Vielleicht vermag auch ich eine wichtige Auskunft zu geben.“

„Du, Helene? Was könntest Du wissen? Aber wahrhaftig, wie ist es nur möglich, daß ich erst jetzt auf diesen Gedanken komme — Freising! Er haßte ihn, er hat noch in dieser Nacht einen Streit mit ihm gehabt, und bei dem Moorhofe wurde Kreuzkamp erschossen. O, es ist kein Zweifel, Freising hat es gethan!“

Mit der Lebhaftigkeit und der rücksichtslosen Offenheit, welche ihr eigenthümlich waren, hatte Hertha ihrem furchtbaren Argwohn ohne Weiteres Worte gegeben. Aber es war freilich kein Zweifel, daß sie damit nur Helenens geheimste Gedanken ausgesprochen, denn statt in zorniger Entrüstung aufzufahren, sagte die Gemarterte mit zuckenden Lippen: „Ich glaube es nicht, Hertha, ich will es nicht glauben, weil ich nicht im Stande bin, es zu fassen. Ich müßte ja wahnsinnig werden, wenn es so wäre, denn auf mich allein fiele alle Schuld. Aber ich will Gewißheit haben um jeden Preis, und darum mußt Du den Onkel bitten, daß er mich mit sich nehme.“

Sie machte ein paar Schritte gegen die Thür, aber die Füße drohten ihr den Dienst zu versagen; sie wankte und lehnte sich laut aufschluchzend gegen den Pfosten.

„Mein armes — armes Herz!“ rief Hertha, sie mit beiden Armen umschlingend, und es war eine so innige, warmherzige Theilnahme im Klang ihrer Stimme, wie sie selbst Helene kaum jemals aus diesem stolzen Munde erfahren hatte. „Es ist zu viel, was Du Dir zumuthest; Du würdest ja zusammenbrechen unter der Last alles dessen, was Dir da bevorsteht.“

All' ihre Willenskraft zusammennehmend, raffte sich Helene auf.

„Was liegt daran! Nur nicht diese Ungewißheit, diese furchtbaren Zweifel! Das ist schrecklicher als der Tod!“

Die namenlose Angst gab ihr eine solche Entschiedenheit des Willens, daß Hertha keinen weiteren Versuch machte, sie an der Ausführung ihres Vorhabens zu hindern.

„Gut! Mag es denn darum sein! Aber Du wirst mir schon gestatten müssen, Dich zu begleiten. Und ich selbst will mit meinem Vater sprechen, damit Dir wenigstens von dieser Seite jede unnütze Aufregung erspart bleibt.“

Wie sie es fertig brachte, Armbrecht trotz seines anfänglichen sehr entschiedenen Widerspruches ihrem Willen gefügig zu machen, war ihr eigenes Geheimniß. Jedenfalls waren die beiden Damen die Ersten, welche den Wagen bestiegen, und mit finsterer Miene folgte ihnen der Schloßherr nach. Die Pferde zogen schon an, als Hertha auf den alten Wendland aufmerksam wurde, der mit dem Hute in der Hand in einiger Entfernung stehen geblieben war.

„Ich glaube, der Herr hat noch einen Wunsch, Papa,“ sagte sie. „Wollen wir ihn nicht mitnehmen?“

„Lassen Sie den Mann neben sich auf dem Bock sitzen!“ befahl Armbrecht dem Kutscher, und Wendland, der diese Worte vernommen haben mußte, kam näher.

„Ich danke Ihnen, Herr Armbrecht. Es ist sehr freundlich, daß Sie mich nicht vergessen. Aber verzeihen Sie mir gütigst eine unbescheidene Frage. Betrügen mich meine alten Augen, oder ist diese junge Dame wirklich Fräulein Helene Dörenberg?“

„Natürlich! Aber ich weiß in der That nicht, inwiefern Sie das interessiren kann, und wir haben jetzt keine Zeit, uns mit Vorstellungen aufzuhalten. Ist es Ihnen also gefällig, Ihren Platz einzunehmen?“

Erschrocken kletterte der Alte auf den hohen Sitz, auf welchem sonst Friedrich allein zu thronen pflegte. Armbrecht aber erwiederte auf Hertha's verwunderte Frage nach seiner Persönlichkeit kurz und verdrießlich: „Er war früher in meinem Comptoir beschäftigt, bis ich ihn seiner Unbrauchbarkeit wegen davonjagen mußte. Wie es scheint, ist er inzwischen vollständig kindisch geworden.“

9.

Der im ersten Stocke des Herrenhauses von Gollnow gelegene sogenannte Salon, ein großes dreifensteriges Gemach von überladener, geschmackloser Einrichtung, war seiner Geräumigkeit wegen von dem Untersuchungsrichter zum Verhörzimmer ausersehen worden. Dorthin wurde Armbrecht unmittelbar nach seiner Ankunft von einem Polizeibeamten geführt, während die jungen Damen höflich ersucht worden waren, bis auf Weiteres in einem Nebenraume Platz zu nehmen.

Der auf die Anzeige von dem Morde sofort mit der Führung der Untersuchung betraute Landrichter Holleben war ein älterer Herr von gewinnenden weltmännischen Manieren, dessen mildes, leutseliges Wesen auch in dem tiefen Ernst der gegenwärtigen Situation in sehr wohlthuender Weise zur Geltung kam. Er hatte mit seinem Protokollführer vor einem Tische Platz genommen und begrüßte den eintretenden Rittergutsbesitzer mit gemessener Höflichkeit.

„Ich darf jedenfalls voraussetzen, Herr Armbrecht, daß Ihnen die traurige Thatsache, welche die Veranlassung Ihres und meines Hierseins bildet, bereits bekannt ist,“ sagte er. „Der Gutsbesitzer Kreuzkamp ist in dieser Nacht auf der Landstraße von Schönheide nach Gollnow todt aufgefunden worden, und alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß er das Opfer eines Verbrechens geworden ist. Sie waren, wie ich höre, mit dem Verstorbenen befreundet, oder Sie standen zu ihm doch in engen geschäftlichen Beziehungen. Vielleicht sind Sie deshalb in der Lage, uns irgend einen Fingerzeig zu geben, der auf die Spur des Mörders führen kann. Ist Ihnen bekannt, daß Kreuzkamp einen Feind hatte, welchem ein solches Verbrechen zuzutrauen wäre?“

„Ich kann die schwere Verantwortung, welche mit einer Bejahung dieser Frage verbunden wäre, nicht auf mich nehmen, Herr Landrichter. Kreuzkamp mag manchen Gegner gehabt haben, und vielleicht ist mir auch der eine oder der andere von ihnen bekannt, aber es ist mir unmöglich, einen Namen zu nennen, da es nur in Verbindung mit einer so verhängnißvollen Bezichtigung geschehen könnte.“

„Diese Zurückhaltung mag aus sehr ehrenwerthen Beweggründen entspringen, aber im Interesse der Wahrheit und der Gerechtigkeit, welche eine Sühne des verübten Verbrechens verlangt, sollten Sie es für Ihre Pflicht erachten, dieselbe aufzugeben. Doch davon später! Halten wir uns zunächst an die Thatsachen. Ihr Freund Kreuzkamp brachte die letzte Nacht bei Ihnen zu?“

„Er befand sich unter meinen Gästen auf einem von mir veranstalteten Feste.“

„Sie nahmen bei dieser Gelegenheit nichts

an ihm wahr, das Ihnen vielleicht die Vermuthung eines Selbstmordes nahelegen könnte?"

Armbrecht verneinte mit großer Entschiedenheit. „Eine solche Vermuthung ist ganz und gar ausgeschlossen, Herr Landrichter. Kreuzkamp lebte in ausgezeichneten Vermögensverhältnissen, erfreute sich einer sehr guten Gesundheit und" — die unvermeidliche Mittheilung kam mit sichtlichem Widerstreben über seine Lippen — „hatte erst gestern seine Verlobung mit meiner Nichte Helene Dörenberg gefeiert."

Der Untersuchungsrichter konnte sein Erstaunen nicht ganz verbergen.

„Er hatte sich verlobt? Trotz seiner vorgeschrittenen Jahre? Sollte darin etwa eine Andeutung liegen über die Richtung, welche unsere Nachforschungen einzuschlagen haben? Hatte er vielleicht einen Nebenbuhler?"

Armbrecht zog die Schultern in die Höhe und schwieg. Der Richter aber nahm eine ernstere Miene an als zuvor, schob seine Brille auf die Stirn hinauf und sagte in einem sehr eindringlichen Ton: „Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, Herr Armbrecht, daß Sie nicht nur vor Ihrem Gewissen, sondern auch nach dem Buchstaben des Gesetzes die Pflicht haben, Alles zu sagen, was zu einer Aufklärung des Thatbestandes dienen kann. Jede andere Rücksicht muß dahinter zurücktreten."

„Nun wohl, Herr Landrichter, mir ist nichts von einem solchen Nebenbuhler bekannt. Auf eine leere Vermuthung hin, für die mir jeder eigentliche thatsächliche Anhalt fehlt, werde ich niemals einen Namen nennen."

„So werden wir gezwungen sein, die Dame selbst zu vernehmen. Sie ist Ihre Hausgenossin?"

„Ja. Und sie hat mich hierher begleitet."

„Um so besser! Nur einige Fragen noch, deren Beantwortung Ihnen, wie ich hoffe, weniger Bedenken bereiten wird. In welcher Verfassung befand sich Kreuzkamp, als er Sie verließ? Ich meine, ob Sie etwa Spuren eines Rausches oder dergleichen an ihm bemerkten."

„Durchaus nicht. Er war vielleicht etwas angeregt, aber keineswegs betrunken. Wenn er beim Abschied einige Mühe hatte, sein Pferd zu besteigen, so trug wohl weniger der genossene Wein, als die Wirkung eines Streites, welchen er unmittelbar vorher gehabt, die Schuld daran."

„Eines Streites? Mit wem?"

„Mit einem Herrn aus der Nachbarschaft, der übrigens nicht zu meinen Gästen gehörte."

„Können Sie ihn nicht genauer bezeichnen, mir nicht seinen Namen nennen?"

„Es war Herr Gerhard Freising, der Besitzer des Moorhofes."

„Des Moorhofes? In dessen unmittelbarer Nähe das Verbrechen verübt wurde? Was war es mit diesem Streite? Sind Sie Zeuge desselben gewesen?"

„Nein, man hat mir nur davon berichtet, und ich erinnere mich der Einzelheiten nicht, weil mich der Zwischenfall wenig interessirte. Aber meine Nichte Helene wird Ihnen darüber genauere Auskunft geben können, denn sie war, wie ich hörte, die unschuldige Veranlassung des Wortwechsels."

Der Landrichter winkte einem im Zimmer anwesenden Polizeibeamten zu sich heran und flüsterte ihm einige Worte zu, welche Armbrecht trotz angestrengter Aufmerksamkeit nicht verstehen konnte. Erst als der Beamte hastig das Gemach verlassen hatte, wandte sich Holleben wieder an den Zeugen. „Um welche Zeit verließ Kreuzkamp Ihr Haus?"

„Ich vermag es nicht auf die Minute anzugeben; aber ich denke, es wird um zwei Uhr Nachts gewesen sein."

„Er war allein?"

„Nein. Er ritt in Begleitung des Grafen Ramin, der indessen höchst wahrscheinlich nur bis an die Einmündung der Gollnower Landstraße in seiner Gesellschaft geblieben sein wird."

„Der Graf Ramin? Wer ist das?"

„Ein russischer Kavalier und ein Freund des Ermordeten."

„Weshalb vermuthen Sie, daß dieser Herr nur bis zu dem bezeichneten Punkte in Kreuzkamp's Gesellschaft geblieben sei?"

„Weil er ein Landhaus unmittelbar vor der Kreisstadt bewohnt und sich deshalb an der anderen Seite des Moors halten mußte."

„Der Graf Ramin ist darnach vermuthlich der Letzte gewesen, der mit dem Ermordeten gesprochen hat. Daß er etwa selber der Thäter sein könnte, erscheint Ihnen ausgeschlossen?"

Armbrecht lächelte beinahe mitleidig.

„Ich bin meiner eigenen Unschuld nicht sicherer als der seinigen, Herr Landrichter. Auch wenn ich nicht das Vergnügen hätte, den Grafen persönlich zu kennen, würde ich doch wissen, daß Niemand ein größeres Interesse an dem Leben Kreuzkamp's hatte, als gerade er. Er stand im Begriff, geschäftliche Abmachungen von großer Tragweite mit dem jetzt Verstorbenen zu treffen, und er wird darum durch seinen jähen Tod ganz besonders schmerzlich getroffen."

„Lassen Sie den Grafen Ramin zu morgen früh in die Kreisstadt laden," wies der Untersuchungsrichter seinen Gehilfen an. „Sein Zeugniß ist jedenfalls von Wichtigkeit. Haben Sie mir sonst noch aus freien Stücken irgend eine Mittheilung zu machen, Herr Armbrecht?"

„Nicht daß ich wüßte."

„So werde ich Sie morgen noch einmal um Ihr Erscheinen ersuchen müssen. Vielleicht haben Sie sich bis dahin entschlossen, Ihre allzu vorsichtige Zurückhaltung aufzugeben."

Er drückte auf eine vor ihm stehende Glocke.

„Fräulein Helene Dörenberg!" befahl er dem eintretenden Polizisten, demselben, welcher die Damen hereingeführt hatte.

Armbrecht, der durch eine leichte, verabschiedende Verbeugung entlassen worden war, zögerte noch zu gehen.

„Ich bitte um die Erlaubniß, bei der Vernehmung meiner Nichte zugegen zu bleiben," sagte er jetzt mit einiger Ueberwindung.

„Weshalb wünschen Sie das?"

„Das junge Mädchen ist so erschüttert von dem furchtbaren Ereigniß und überdies seiner ganzen Natur nach so schüchtern, daß ich fürchte, es möchte in der Verwirrung und Aufregung Aussagen machen, die einer sofortigen Berichtigung bedürfen."

Der Untersuchungsrichter runzelte ein wenig die Stirn. Das Benehmen Armbrecht's gefiel ihm durchaus nicht.

„Zu solchen Berichtigungen wird auch später noch Zeit genug sein, da die junge Dame hier nicht in Eid genommen wird. Ich bedaure deshalb, Ihr Ersuchen abschlagen zu müssen."

Zornig preßte der Schloßherr von Schönheide die Lippen zusammen. Als jetzt Helene eintrat, schien er Willens, zu ihr zu sprechen, der Untersuchungsrichter aber warf ihm einen Blick zu, welcher unmöglich mißzuverstehen war, und so verließ er denn, in seinem Selbstbewußtsein empfindlich verletzt, das Verhörzimmer.

In einem fast väterlich milden und ermuthigenden Ton lud der Gerichtsbeamte das junge Mädchen ein, näher zu treten und vor dem Tische Platz zu nehmen. Mit leiser, hier und da von Thränen halberstickter Stimme, doch ohne Zögern und Verwirrung, beantwortete Helene seine erste Fragen. In ihren dunklen Augen brannte noch immer jene namenlose Angst, von der sie hierher getrieben worden war, im Uebrigen aber rechtfertigte ihr Verhalten keineswegs die Befürchtungen, denen Armbrecht soeben Ausdruck gegeben hatte.

„Seien Sie versichert, mein Fräulein," sagte der Richter, „daß ich das innigste Mitgefühl mit Ihrem schweren Geschick empfinde und Ihren Schmerz vollauf zu würdigen weiß. Es ist mir unter diesen Umständen doppelt peinlich, Sie mit meinen Fragen behelligen zu müssen; aber es ist nun einmal meine traurige Pflicht, mit möglichster Beschleunigung Alles zu ermitteln, was für die Entdeckung des Mörders irgendwie von Belang sein kann. Und auch Sie müssen ja den Wunsch haben, eine That bestraft zu sehen, von der Sie schwer betroffen worden sind. Erklären Sie sich also bereit, mir wahrheitsgemäß Antwort und Auskunft zu geben?"

„Zu diesem Zweck kam ich hierher, mein Herr. Was ist es, das Sie von mir zu erfahren wünschen?"

„Die Thatsache, daß der Ermordete im Besitze seiner sämmtlichen Werthgegenstände gefunden wurde, scheint von vornherein die Annahme auszuschließen, daß das Verbrechen aus Gewinnsucht verübt worden sei, und es muß sich die Vermuthung aufdrängen, daß den Thäter andere Motive geleitet haben. Unter allen Leidenschaften aber, denen wir Kriminalisten als Ursachen solcher schweren Verirrungen zu begegnen gewöhnt sind, ist keine so häufig und keine so furchtbarer Steigerung fähig, als die Eifersucht. Gab es nun Ihres Wissens irgend Jemanden, der einen Grund hatte, auf Herrn Kreuzkamp eifersüchtig zu sein?"

In Thränen ausbrechend, blieb ihm Helene die Erwiederung schuldig, und Holleben war mitleidig genug, seine Frage nicht zu wiederholen. Nach einigen beruhigenden Worten versuchte er auf anderem Wege zu seinem Ziele zu gelangen.

„Ihr Oheim Armbrecht wußte von einem Streite zu erzählen, welcher in dieser Nacht zwischem Ihrem Verlobten und einem Herrn Gerhard Freising stattgefunden hat. Sind Sie bei diesem Wortwechsel zugegen gewesen, mein Fräulein, und wollen Sie mir etwas Näheres darüber berichten?"

Das war die furchtbare Frage, vor welcher Helene gezittert hatte, und auf die sie doch ihrem eigenen Gedankenwege nach am ehesten gefaßt gewesen war. Und sie war entschlossen, die volle Wahrheit zu sagen, auch wenn sie damit gegen sich selbst die schwerste Anklage erheben mußte.

„Herr Freising ist mein Jugendfreund," sagte sie leise, „und ich habe ihn nach langer Trennung erst kürzlich infolge eines Zufalls wiedergesehen. Als ich nun in dieser Nacht halb wider meinen Willen durch Herrn Kreuzkamp veranlaßt worden war, mich mit anderen Gästen meines Onkels in die Nähe der Brandstätte zu begeben, sah ich, daß Gerhard — daß Herr Freising mit todesmuthiger Selbstaufopferung einen Menschen aus dem brennenden Hause rettete, und als er dann ganz in unserer Nähe vorüberging, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, ihm ein Wort des Dankes zu sagen, obgleich ich wohl hätte einsehen müssen, daß dies unter den veränderten Verhältnissen ungeschickt und unpassend sei. Aber ich war so aufgeregt, daß ich gar nicht an meinen Verlobten und an seine Gegenwart dachte. Ich eilte Gerhard nach, und da ich

zu meinem Schrecken erkannte, daß er verwundet sei, wollte ich ihn bewegen, mit mir in das Haus meines Onkels zu kommen. Wahrscheinlich habe ich in der Herzensangst meine Worte dabei sehr schlecht gewählt, denn Ger— Herr Freising, welcher nichts von meinem Verlöbniß wissen konnte, gab ihnen eine falsche Deutung, und so war es ganz allein meine Schuld, wenn ihn wenige Augenblicke später mein Verlobter mit heftigen Vorwürfen wegen seiner Vertraulichkeit gegen mich überschütten durfte. Mein Jugendfreund verbat sich die Einmischung, die er meinem eigenen Benehmen nach nur für eine unberechtigte halten konnte, und so kam es um meinetwillen zu einer sehr heftigen Scene, die indessen sofort zu Ende war, als ich Gerhard über seinen Irrthum aufgeklärt hatte. Er entschuldigte sich und ging ohne Weiteres davon. Ich aber, mein Herr, habe das Bedürfniß gefühlt, Ihnen dies Alles der Wahrheit gemäß zu erzählen, damit Sie es nicht entstellt und übertrieben von Anderen vernehmen, die erst später auf das Geschrei des Herrn Kreuzkamp dazu kamen, und die meinem Freunde vielleicht eine größere Schuld beimessen wollen, weil sie den wahren Hergang nicht kennen. Wenn er sich für einen Augenblick vergaß, so trug weder ein alter Haß gegen meinen Verlobten, noch die Eifersucht die Schuld daran."

(Fortsetzung folgt.)

Prinzessin Clementine von Sachsen-Coburg, Mutter des Fürsten Ferdinand von Bulgarien.

(Mit Porträt auf Seite 185.)

Prinzessin Clementine von Sachsen-Coburg, die Mutter des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, deren Porträt wir auf S. 185 bringen, ist eine Tochter Ludwig Philipp's von Orleans, der von 1830 bis 1848 auf dem französischen Throne saß, und am 3. Juni 1817 zu Paris geboren. Am 20. April 1843 vermählte sie sich mit dem Prinzen August Ludwig Viktor von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzog zu Sachsen. Dieser war ein Sohn des Prinzen Ferdinand Georg August von Coburg, der die Erbin des ungarischen, sehr reichen Fürstenhauses Kohary, Prinzessin Antonie, heirathete, selbst ungarischer Magnat wurde und den Namen Coburg-



Vornehme Abessinierin auf einem Spazierritte.

Kohary annahm. Sein Sohn, Prinz August, dagegen legte den Namen Kohary wieder ab. Er vermehrte das Familienvermögen sehr bedeutend, sowohl durch eigene Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit, wie eben durch seine Heirath mit der Tochter König Ludwig Philipp's, da die Orleans ja bekanntlich zu den reichsten Fürstenhäusern Europa's zählen. Er starb am 26. Juli 1881 als österreichischer Generalmajor und sächsischer Generallieutenant. Dieser Ehe sind fünf Kinder — drei Söhne und zwei Töchter — entsprossen, von denen das jüngste und der Liebling der Mutter der gegenwärtige Fürst von Bulgarien ist.

Vornehme Abessinierin auf einem Spazierritte.

(Mit Abbildung.)

Die Stellung des Weibes in Abessinien entspricht ganz den Bräuchen des Orients. Der Mann darf zwar nur eine einzige Frau haben, aber die Ehe ist leicht zu lösen; wer jedoch vier Gattinnen nacheinander gehabt hat, muß in's Kloster gehen, wenn er nicht mit dem Kirchenbann belegt werden will. Die Frau des gemeinen Mannes trägt die ganze Last des Hauswesens und muß das Land bauen helfen. Die Frau des Vornehmen kleidet sich im Hause ebenso einfach in Baumwollenstoffe, wie die Frau des Aermeren. Wenn sie dagegen ausgeht, so sucht sie den Grad ihres Ansehens durch ein möglichst zahlreiches Gefolge von Sklaven und Dienerinnen darzuthun. Eine solche vornehme Abessinierin zeigt uns das obenstehende Bild auf einem Spazierritt. Zum Zeichen ihres hohen Ranges trägt sie ein Umschlagetuch, eine das Gesicht halb verhüllende Kapuze und Beinkleider. Ferner läßt sie sich von zwei bewaffneten Sklaven und ihrem ganzen Hausgesinde begleiten, um die Blicke der Menge auf sich zu ziehen.

Die Schwammfischerei an der dalmatinischen Küste.

(Mit Bild auf Seite 189.)

Besonders reich an Badeschwämmen ist das Mittelländische und Adriatische Meer, und an beider Küsten die Schwammfischerei daher ein lohnender Erwerbszweig. Die dalmatinischen Küstenbewohner betreiben dieselbe in der auf S. 189 veranschaulichten Weise. Zu Zweien besteigen sie ein Boot, das mit einer Anzahl 7 bis 13 Meter langer fünfzinkiger Gabeln ausgerüstet ist, die in einem an der einen Bordseite angebrachtem Gestelle ruhen. Der eine Mann führt die Ruder, und während er das Boot hart am Felsenufer über einem Grunde von 5 bis 13 Meter Tiefe langsam hintreibt, späht der Zweite scharfen Auges nach den durch ihre schwärzliche Haut sich kenntlich machenden Schwämmen und holt sie mit der langen Gabel, die er geschickt zu führen versteht, herauf. Ist die Oberfläche des Wassers etwas bewegt, was das Sehen stört, so wird sie mit Oel geglättet; zu dem Zwecke liegt immer in der Spitze des Bootes ein Haufen Kiesel, und daneben steht ein Gefäß mit Oel. Der Fischer taucht einige der Steine hinein und wirft sie im Halbkreise um sich in's Meer. Sofort breitet sich eine feine, unsichtbare Oelschicht über einen Theil der Meeresoberfläche aus, die hinreicht, um die kleinen Wellen zu besänftigen.



Schwammfischerei an der dalmatinischen Küste. (S. 188)

Der Gendarm.

Erzählung nach Thatsachen. Von **Richard March.**

1. (Nachdruck verboten.)

Die im letzten Wagen des zwischen Neustadt und Mannhartsberg verkehrenden Personenzuges befindlichen Reisenden hatten in der Station Breitenbrunn einen Zuwachs erhalten, der sie nicht eben angenehm überraschte.

Unmittelbar vor Ablauf des kurz bemessenen Aufenthaltes war nämlich ein Mann eingestiegen, dessen Hände gefesselt waren, und dem ein Gendarm auf dem Fuße folgte. Die Reisenden dachten natürlich sogleich das Schlimmste von dem Arrestanten und blickten scheu nach ihm, dem der Gendarm einen Platz unterhalb der trübe brennenden Lampe angewiesen hatte. Die Züge des Mannes waren hart und ausgeprägt, verwegen, ja wild sogar, und ein trotziges, verbissenes Lächeln spielte um die von einem dichten schwarzen Barte beschatteten Lippen. In den dunklen, tiefliegenden Augen aber loderte ein unheimliches Feuer. Gewiß, der Gendarm hatte da einen guten Fang gemacht! Der Arrestant war ohne Zweifel einer jener Gesellen, die, das wußte Jeder, in den Wäldern, an deren Saume der Eisenbahnzug dahin rollte, das Wilderer- und Schmugglerhandwerk trieben. Ein gewisser Georg Spieß war der Anführer dieser Schaar. Am Ende war der Gefangene der von Jägern und Zollwächtern gefürchtete Patron selbst.

So leise nun auch einer der Reisenden diese Bemerkung seinem Nachbar zugeflüstert hatte, des Gefangenen Ohr war sie doch nicht entgangen. Jäh wandte er sich um, und sein blitzendes Auge ruhte durchbohrend auf dem Sprecher.

„Nein, ich bin nicht Georg Spieß! Den fangen sie nicht, und wenn sich alle Gendarmen der Welt zusammen thäten!“ rief er aus und ein höhnisches Lächeln floh über sein wettergebräuntes Gesicht.

Der Gendarm gebot ihm, zu schweigen, und er fügte sich. Auch die Reisenden verhielten sich eine Zeitlang ruhig. Endlich aber begann einer von dem Eisenbahnunglücke zu erzählen, das sich an einer Stelle, welche der Zug nun bald erreichen sollte, vor Jahren zugetragen hatte.

Ein stark besetzter Personenzug sei damals entgleist und die Böschung hinuntergestürzt. Hier, bei diesem hochragenden Kilometersteine, sei's gewesen, wo sich ein Berg von Trümmern erhoben habe, fuhr der Erzähler zum Fenster hinaus deutend fort, und schilderte die Einzelheiten der Katastrophe so lebhaft und anschaulich, daß selbst der Gendarm die Augen von seinem Gefangenen zuweilen ab- und Jenem zuwandte.

Und so oft dies geschah, regte sich der Gefesselte, und es war, als ob er all' seine Kraft einsetze, um die seine Hände umschließenden Fesseln zu zerreißen. Krampfhaft verzerrte sich dabei sein Angesicht, die Augen wurden größer, und die breite Brust hob und senkte sich unter schweren Athemzügen.

Plötzlich klirrte etwas, als sei eine Kette zu Boden gefallen. Wie der Blitz zuckten des Gendarmen Augen nach dem Gefangenen. Der war fessellos und schnellte eben empor. Der Gendarm that desgleichen. „Halt, im Namen des Gesetzes — halt!“ wollte er rufen, allein die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Ein mit furchtbarer Kraft geführter Faustschlag hatte ihn mitten in's Gesicht getroffen und halb betäubt. Er taumelte und sank auf seinen Sitz zurück. Der Gefangene aber eilte zur Thür des langgestreckten Wagens. Jetzt war er dort und im nächsten Moment auf der Plattform draußen. „Was wollen Sie hier? Zurück!“ schrie ihn der bei der Bremse stehende Schaffner an, aber der Fremde gab keine Antwort. Den Schaffner zur Seite drängen und von dem in vollem Gange befindlichen Zuge abspringen, war das Werk eines Augenblicks. Kaum war dies geschehen, erschien im Rahmen der Thüre eine zweite Gestalt. Es war der Gendarm. Seine Augen suchten den Gefangenen, sie fanden ihn nicht, er wußte, was geschehen war, und wollte er nicht den Vorwurf der Feigheit im Dienste auf sich laden, dann mußte er dem Entsprungenen nach. Und das that er denn auch.

Es war, das wußte Berghofer, so hieß der Gendarm, ein Sprung auf Leben und Tod. Als er ihn that, hatte er das Gefühl, in's Unendliche zu fallen, und obwohl er schon in der nächsten Sekunde festen Boden berührte, so war's ihm doch, als habe er lange, sehr lange zwischen Himmel und Erde geschwebt. Der starke Stoß, der erfolgte und in ihm das Gefühl erzeugte, zerschmettert zu sein, war die letzte Empfindung, die er hatte. Dann verlor er das Bewußtsein.

Als er es wieder erlangte, war es völlig dunkel um ihn her. Er sah nichts, hörte aber das Geräusch von Schritten. Ohne sich noch von seiner Lage Rechenschaft geben zu können, freute er sich darüber, daß Jemand komme. Und jetzt stieß etwas gegen seinen Körper. Es war ein menschlicher Fuß.

„Alle Wetter, was ist denn das?“ erklang darauf eine Stimme.

„Oeffne die Blendlaterne und schau nach!“ antwortete eine zweite Person. Gleich darauf blendete helles Licht des Gendarmen Augen. Er konnte nicht sehen, hatte aber das Gefühl, daß sich Jemand über ihn beuge.

Er verhielt sich ganz ruhig, denn es war ihm, als drohe Gefahr. Und diese Ahnung trog ihn nicht.

„Hölle und Teufel, sieh 'mal, wen wir da haben!“ sagte der Mann, der an seiner Seite kniete und ihm in's Gesicht leuchtete. „Die Spürnase, den Bluthund —“

„Was, den Gendarm, den Berghofer?“ fragte der Andere. „Aber das ist ja gar nicht möglich! Der Kerl hat ja heute unseren Freund Bastian aus Neustadt abgeholt, um ihn nach Mannhartsberg zu schaffen. Er kann's nicht sein!“

„Sieh selbst!“ sagte der Erste, und nun neigte sich der Andere über den Gendarmen, und dieser blickte, mit halbgeschlossenen Augen regungslos daliegend, in das Gesicht des Anführers der Wilderer und Schmuggler, des berüchtigten Georg Spieß. Berghofer verfolgte ihn schon lange mit Eifer, und Spieß hatte sich dahin geäußert, daß er dem Gendarmen schon noch die Suche verleiden würde.

Nun konnte er sein Wort wahrmachen, und sein Gefährte rieth ihm auch dazu.

„Gib ihm Eins, dann haben wir Ruhe!“ sagte er.

„Fällt mir nicht ein,“ erwiederte Spieß, sich erhebend. „Seine Ermordung würde augenblicklich mir zur Last gelegt werden!“

„Warum nicht gar!“ sagte der Andere. „Wenn der da unseren Freund Bastian nach Mannhartsberg bringen sollte, und nun da liegt, dann hat Bastian mit ihm ein Hühnchen gepflückt, und Alles kommt auf seine Rechnung. Mach' also kurzen Prozeß!“

Spieß stampfte mit dem Fuße auf. „Schweig!“ sagte er. „Ich will nicht, daß Bastian meinetwegen in die Klemme geräth. Und dann sieht mir der Kerl gar nicht darnach aus, als ob er mit Bastian gerauft hätte. Vielmehr scheint's, als habe er einen schweren Fall gethan. Sieh nur, wie er daliegt, quer über dem Geleise. Teufel, sollte er vom Zuge abgesprungen sein?“

„Wohl möglich! Dann aber ist ihm der Bastian zuvor gesprungen.“

„Das könnte stimmen! Und weißt Du was, Freundchen? Wir lassen ihn da liegen, wir haben ihn nicht gesehen, und wenn ihn der nächste Zug zermalmt, so ist das nicht unsere Schuld!“

Er lachte teuflisch. In demselben Momente gellte der langgezogene Pfiff einer Lokomotive durch die Nacht. „Da kommt schon ein Zug,“ sagte Spieß' Gefährte, „nun können wir Zeuge seines seligen Endes sein!“

„Was fällt Dir ein,“ meinte Spieß. „Wir könnten gesehen werden; außerdem — bis zum Eisfelder Damm ist's noch ein hübsches Stück Weges, und unsere Arbeit dort nimmt auch ein Weilchen in Anspruch. Der Kurierzug aber kommt keine Minute später als gewöhnlich. Also vorwärts!“

Und sie gingen. Der Gendarm war allein. Er wartete noch so lange, bis er das Geräusch der Schritte der Unholde nicht mehr vernahm, dann wollte er sich erheben. Aber es ging nicht. Seine Glieder waren gelähmt, er konnte auch nicht einen Finger rühren.

Und zum zweiten Male pfiff die Lokomotive, und schon fühlte der Gendarm die durch den mit voller Dampfkraft heranbrausenden Eisenbahnzug verursachte Erschütterung des Erdbodens, schon klang die Schiene, auf der er lag, gar seltsam, traurig, wie ein Todtenlied, schon hörte er das Geräusch rollender Eisenräder und noch immer versagten ihm die Glieder den Dienst. „Halt, halt!“ hätte er in seiner Todesangst rufen mögen, aber kein Ton entrang sich der keuchenden Brust. Und der Zug war in schrecklichster Nähe. Schon umfluthete den Unglücklichen das rothe Licht der Signallaternen!

2.

Es war an demselben Abende, wenige Minuten vor neun Uhr, als eine in einen schweren Mantel gehüllte Gestalt das an der Strecke Neustadt-Mannhartsberg gelegene Bahnwärterhäuschen Numero 104 verließ und zwischen den Schienen nordwärts zu schreiten begann. Wer diese Gestalt sah, der konnte oder mußte sie vielmehr für den Bahnwärter Hermann Riedel halten, allein er täuschte sich. Riedel lag schon seit zwei Tagen krank im Bette, und die Person im Mantel war ein Weib, war seine Tochter.

Marianne, ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, aus dessen großen braunen Augen Muth und Thatkraft leuchteten, hatte den Dienst des Vaters an dessen Stelle schon oft verrichtet und schritt auch heute auf dem seiner Obhut anvertrauten Theile der Strecke der Vorschrift gemäß dahin, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß der kurz nach zehn Uhr fällige Kurierzug ungefährdet passiren könne. Das Mädchen war die Aufmerksamkeit selbst. Es prüfte sorgsam das Geleise auf seine Festigkeit. Alle Schrauben und Nieten, womit die Schienen zusammen- und an den Schwellen festgehalten werden, faßte sie in's Auge und prüfte wohl auch mit der Hand, was sie, der herrschenden Dunkelheit wegen, nicht wahrnehmen konnte.

So war sie bis an den sogenannten Eisfelder Damm gekommen. Derselbe zog sich mehrere Meter hoch durch ein vielfach zerklüftetes, von einem reißenden Flusse durchschnittenes Terrain hin und gehörte seiner ganzen Länge nach zu Riedel's Strecke. Es war sogar der wichtigste Theil derselben, denn gerade hier konnte die geringste Unordnung am Geleise zu einem entsetzlichen Unglücke führen. Marianne wußte das nur zu gut und sah daher hier noch schärfer nach, als anderwärts. Sie fand Alles in Ordnung und war bereits über ein Drittheil des Dammes hinausgelangt, als sie plötzlich ein leises Klirren vernahm.

Sie stutzte. Was war das nur gewesen?

hatte es nicht so geklungen, als habe Jemand ein eisernes Werkzeug fallen lassen? Marianne glaubte sich getäuscht zu haben, aber da klang es schon wieder und mußte die Vermuthung erwecken, daß auf dem Damme etwas Außergewöhnliches vorgehe. Marianne grübelte nicht lange darüber nach, was es wohl sein möge, sondern schritt, den kurzen eisernen Schraubenzieher, den sie behufs Behebung etwaiger kleiner Mängel am Geleise bei sich hatte, fester fassend, entschlossen weiter. Fünfzig Schritte ungefähr mochte sie so gemacht haben, da sah sie mit einem Male zwei Gestalten vor sich. Die eine von ihnen stand aufrecht da, die andere aber war über das Geleise gebeugt und damit beschäftigt, eine Schiene aus dem Gefüge zu reißen. Marianne glaubte von einem bösen Traume befangen zu sein, und stand, von den Gestalten unbemerkt, wie entgeistert da. Dann aber, als einer der Gesellen die gelöste Schiene hohnlachend mit dem Fuße zur Seite stieß, wußte Mariane, was da im Werke sei. Der Kurierzug sollte zum Entgleisen gebracht werden! Das Mädchen erbebte bis in's Innerste der Seele. Sie wollte fort, nach Hause, um den bald nach zehn Uhr fälligen Kurierzug durch Haltesignale zum Stillstande zu bringen Aber zu spät! Schon hatten sie die beiden Männer gesehen und eilten herbei.

„Halt, nicht von der Stelle!" rief der Eine mit gedämpfter Stimme und faßte sie am Kleide. Allein Marianne, vor deren Geiste bereits das entsetzliche Bild der Verwüstung schwebte, das durch die Entgleisung des gewöhnlich stark besetzten Kurierzuges herbeigeführt werden mußte, war nicht gesonnen, dem Bösewicht zu gehorchen. Der Kurierzug mußte gerettet werden und darum hieb sie mit dem Schraubenschlüssel nach ihrem Bedränger. Aber was nützte das? Schon war ja auch dessen Kumpan — Georg Spieß — zur Stelle, und Beide machten sie wehrlos. „In's Wasser mit der Dirne! Zeugen können wir nicht brauchen!" hieß es nun, und die Unholde begannen das Mädchen nach der Böschung zu zerren, um sie von derselben in den unten rauschenden Fluß zu stürzen.

3.

Unterhalb des Wärterhäuschens Numero 104, und zwar keine zweihundert Schritte von demselben entfernt, lag der Gendarm Berghofer — sein Ende erwartend, das er sicher wähnte. Da erlosch plötzlich das blendende Licht der Signallaternen, und der Zug bog nach links ab. Der Gendarm athmete hoch auf. Sein Geist war durch die Todesangst klar geworden. Er wußte nun, daß er unweit der Kreuzung zweier Linien liege. Aber sollte er da liegen bleiben, eine neue Gefahr erwarten? Nein! Es war sein fester Wille, sich zu erheben, und siehe da — die Ohnmacht wich und jetzt ging es. Er stand auf und machte einige Schritte. Freilich fühlte er Schmerzen in allen Gliedern, aber er achtete deren nicht, denn schon waren ihm die Worte des Schmugglers von der Arbeit, die am Eisfelder Damm verrichtet werden müsse, bevor der Kurierzug komme, eingefallen, und der Verdacht, daß es um einen Anschlag auf diesen Zug handle, trieb ihn vorwärts.

So rasch als möglich schritt er aus und stand schon zwanzig Minuten später am Rande des Dammes. Es war finster, der Gendarm konnte nichts sehen, dafür aber glaubte er eine Männerstimme zu vernehmen. Doch ehe er sich noch Rechenschaft darüber zu geben vermochte, ob ihn sein Ohr nicht etwa getäuscht, gellten schon Hilferufe durch die Nacht.

Den Gendarmen durchzudte es. Er fühlte sich von neuer Kraft belebt und eilte, das Gewehr im Anschlage, den Damm entlang, auf welchem Marianne um ihr Leben kämpfte. Spieß und sein Genosse hatten sie bereits bis an den Rand der Böschung gezerrt, noch ein Augenblick — und sie lag im nassen Grabe. Doch da ertönte das Geräusch von Schritten, und der Gendarm tauchte aus dem Dunkel auf. Entsetzt ließen die Bösewichte ihr Opfer fahren und flohen in die Nacht hinein. „Halt, halt!" schrie der Gendarm, und da Niemand Folge leistete, schoß er rasch zweimal nacheinander. Einer der Verbrecher — Spieß, wie sich später zeigte — fiel, der Andere floh mit großen Sprüngen.

Marianne war nun frei und berichtete kurz von der großen Gefahr, die dem Kurierzuge drohte. Aber der Schreck lag ihr noch in allen Gliedern, sie konnte nicht rasch genug vorwärts und bat den Gendarmen, so schnell als möglich nach dem Wärterhause zu eilen und den Zug anzuhalten.

Er gehorchte unverzüglich. Aber so schnell ihn auch das Pflichtgefühl vorwärts trieb — die Signalpfeife des Zuges gellte bereits, ehe er noch das Wärterhaus erreicht hatte. Und als er dort war und den Kurierzug zum zweiten Male pfeifen und das Schnauben und Pusten der Maschine hörte, da befiel ihn plötzlich auf's Neue namenlose Angst. Er kannte das Signalwesen nicht, wie sollte er den Zug zum Stehen bringen? Kein Zweifel, der Kurierzug war verloren! Doch nein! In dem Augenblicke, als derselbe nur noch etwa fünfzehn Schritte von dem Wärterhause entfernt sein mochte, erreichte Marianne die Signallaterne und gab das Zeichen der Gefahr. Ein neuer gellender Pfiff, noch einige Radumdrehungen der Maschine — und der Kurierzug stand still. Alle Schaffner sprangen ab und eilten auf den Gendarmen zu. Fenster und Thüren wurden aufgerissen, der vielstimmige Ruf: „Was geht vor, was ist geschehen?" ertönte, und der Zugführer trat, Aufklärung fordernd, heran.

Der Gendarm erstattete, von mehr als hundert Reisenden umringt, seine Meldung. Dieselbe blieb selbstverständlich nicht ohne tiefe Wirkung. Jeder schauderte im Hinblicke auf die Gefahr, der er entronnen war, und pries den Gendarmen als den Retter seines Lebens. Dieser hatte große Mühe, zu Worte zu kommen und auf die Tochter des Bahnwärters als diejenige hinzuweisen, die doch auch ihren guten Theil an dem Rettungswerke habe. Dann aber wollte er fort, nach dem Manne sehen, den er in Ausübung seiner Pflicht getödtet oder verwundet hatte und den Flüchtigen verfolgen. Doch da vertrat ihm ein Mann, dessen hohe Gestalt ein Militärmantel umhüllte, den Weg.

„Halt, Gendarm!" sagte er. „Auch ich habe ein Wort an Sie zu richten! Sie haben heute mehr als Ihre Pflicht gethan und dürfen ungescheut eine Belohnung annehmen. Hier ist sie!" Damit nahm er, seinen Mantel öffnend, eine Medaille von der Brust und übergab dieselbe dem Gendarmen mit dem Bemerken, er habe sie einst von seinem obersten Kriegsherrn für die mit eigener Lebensgefahr bewirkte Rettung eines Menschen vom Tode erhalten und bisher als seine liebste Auszeichnung getragen. Nun aber finde er, daß die Medaille Demjenigen gebühre, der zweihundert Menschen vor dem Untergange bewahrt habe.

Der Gendarm mußte die Medaille natürlich annehmen und sich sogleich an die Brust heften. Nachdem dies geschehen war, begab sich der General zu Marianne, die auf dem Posten ihres kranken Vaters neben der Signalscheibe stand, denn ein Extrazug war angemeldet und mußte natürlich auch angehalten werden. Wie sich alsbald zeigte, war dieser Extrazug, oder eigentlich nur eine Extramaschine, von Mannhartsberg abgelassen worden, um den abgesprungenen Gendarmen zu suchen und ihm womöglich Hilfe zu bringen. Da indessen der Kurierzug vorangegangen war, hoffte man nichts Gutes und freute sich daher ungemein, den wackeren Mann heil und gesund begrüßen zu können.

Er wurde, auf Befehl des Generals, noch in derselben Nacht nach Mannhartsberg zurückgebracht, und es gelang ihm dort sehr leicht, Bastian's Flucht als einen Vorfall hinzustellen, für den ihn keine Verantwortung treffen könne. Er ging dann auch straffrei aus, für die Rettung des Kurierzuges aber wurde er nicht nur mit der Medaille, sondern auch Seitens der Bahngesellschaft mit einer Geldsumme belohnt. Eine gleiche Summe erhielt Marianne Riedel. Das ganze Land war ihres Lobes voll und nahm Theil an ihrem Geschicke. Und als sie nach Jahr und Tag ihrem Lebensretter die Hand zum Ehebunde reichte, da freuten sich gar Viele, und allgemein hieß es, an der schönen Marianne habe der Gendarm Berghofer, dem inzwischen nicht nur der Ausreißer Bastian, sondern auch Spieß' Genosse bei dem Eisenbahnattentate in die Hände gefallen war, seinen besten Fang gemacht.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Schlechte Witze. — Kaiser Paul I. von Rußland, so ernst und streng er auch sonst als Selbstherrscher aller Reußen war, liebte doch nach vollbrachtem Tagewerk heitere Gesellschaft. So zog er namentlich gern witzige Künstler an seine Abendtafel. Unter diesen fehlte nie der Pariser Komiker Fragère, dem es gelungen war, sich schnell in der Gunst des Kaisers zu befestigen, und der sich Vieles erlauben durfte, was Anderen wohl schlecht bekommen wäre. Das hatte ihn aber schließlich übermüthig gemacht.

Einst ergriff an der Tafel des Kaisers einer der Gäste die Gelegenheit, seinen kaiserlichen Wirth auf Kosten Peter's des Großen zu rühmen. Der Kaiser hörte das nicht ungern, wendete sich dann aber zu Fragère und sprach: „Nicht wahr, lieber Fragère, das heißt Peter bestehlen, um Paul zu bezahlen?"

„Jawohl, Sire!" antwortete der Schauspieler, „aber Eure Majestät können sich das schon gefallen lassen, denn es wird gewiß Niemand einfallen, Paul zu bestehlen, um Peter zu bezahlen."

Die Antwort war beißend, aber der Kaiser hatte schon oft dergleichen Witze ruhig hingenommen [illegible] dazu gelacht. Aber diesmal verdüsterte sich sein[illegible]sicht. Bald erhob er sich und man trennte sich [illegible]stimmt. Fragère war ganz betroffen nach [illegible] gegangen, denn dem Witzmacher von Profession[illegible] ein mißlungener Witz eine verlorene Schlacht.

Es war mitten im Winter und noch Nacht, als ein heftiges Pochen an der Thüre ihn am anderen Morgen erweckte. Er steht auf, öffnet und — wer malt sein Entsetzen — herein tritt ein Offizier mit fünf Leibgardisten in voller Rüstung und übergibt ihm eine vom Kaiser unterfertigte Ordre, die ihn zum sofortigen Transport nach Sibirien verurtheilt. Fragère warf sich trostlos auf sein Bett, rang verzweifelt die Hände und schrie: „Welches Verbrechen habe ich begangen, das eine so grausame Strafe verdient? Kann ich den Kaiser nicht sehen, ihm zu Füßen fallen, seine Verzeihung erflehen?"

Vergebliches Bitten! Die Ordre war auf das Bestimmteste abgefaßt, und Kaiser Paul verstand es, über pünttliche Erfüllung seiner Befehle zu wachen. Alles, was Fragère von dem Offizier, der zu seinen Freunden gehörte, erlangen konnte, war einige Minuten Aufschub, um etwas Wäsche und Kleidungsstücke einzupacken. Dann mußte er in einen völlig verschlossenen, fensterlosen Wagen steigen, den eine starke Kavallerieeskorte umringte. Zwei Soldaten, den entblößten Säbel in der Rechten, die Pistolen im Gürtel, setzten sich zu ihm; die Thür ward geschlossen und fort ging's im Galop. Dichte Finsterniß umgab den armen Fragère. Seine Begleiter blieben taub auf alle Fragen, und so ging's fort und immer fort, bis endlich nach langen Stunden die Thüre des Wagens sich öffnete.

Es war heller Tag, aber nicht lange sollte er sich des Lichtes erfreuen; mit verbundenen Augen ward er in eine elende Hütte geführt. Die Binde

fiel, und er stand in einem finsteren Zimmer, nur spärlich von einer Kerze erleuchtet; man gab ihm zu essen, in hölzerner Schüssel — rohe, schlechte Speisen, ihm, der gestern noch in Ueppigkeit geschwelgt, an fürstlichen Tafeln gesessen hatte und vom Kaiser mit Gunstbezeugungen überhäuft war. Und jetzt war er in Ungnade, verbannt, in einer elenden Hütte, auf eine Mahlzeit angewiesen, die Tags zuvor seinem Bedienten zu schlecht gewesen wäre; um ihn herum nur finstere, drohende Gesichter, kein tröstendes Wort, eine hoffnungslose Reise vor Augen — Fragère war der Verzweiflung nahe.

„Fragère, wir müssen scheiden," sagte der befreundete Offizier, der bis hierher mitgeritten war; „was kann ich für Euch thun?"

„Redet mit dem Kaiser," stotterte der Unglückliche.

„Unmöglich, verlangt, was Ihr wollt, nur das nicht; kann ich vielleicht Euer Geld, Eure Kostbarkeiten in sichere Verwahrung nehmen, bis Ihr zurückkommt?"

„Also ist doch Hoffnung auf Rückkehr, bin ich nicht auf immer verbannt?"

„Warum nicht gar, nur auf sechs Jahre, diese sind bald vorüber."

„Sechs Jahre!" stöhnte der unglückliche Schauspieler, „sechs Jahre in Sibirien!"

Die eben eintretende neue Eskorte unterbrach sein Wehklagen. Mit verbundenen Augen ging's im dunklen Wagen bei grimmiger Kälte weiter. Endlich wurde wieder gehalten — dieselben Formalitäten: schlechte Hütte, elendes Essen, Alles düster und schweigsam.

So geht's drei Tage und Nächte lang ununterbrochen weiter. Dann hält plötzlich der Wagen. Man hebt den Halbtodten heraus und setzt ihn auf eine Bank nieder. Die Binde will diesmal nicht fallen. Er hört in der Nähe Tritte, zischeln und — entsetzlich — Gewehre laden. Der Rock wird ihm ausgezogen, die Hände werden ihm gebunden.

„Legt an — Feuer!"

Die Musketen krachen und lautlos sinkt Fragère zu Boden. Der Schrecken hat ihm die Besinnung geraubt. Endlich kommt er wieder zu sich. Er wird aufgehoben und auf einen Stuhl gesetzt; man löst ihm die gebundenen Hände. Die Binde fällt von seinen Augen — und er sitzt in demselben Gemache, an derselben Tafel, an demselben Platz, wo sein verhängnißvoller Witz ihm entfuhr, von denselben Gästen umgeben, der Kaiser in ihrer Mitte.

Ein lustiges Gelächter begrüßte ihn, und der Zar sagte: „Siehst Du, mein Bester, ich kann auch schlechte Witze machen!" [D. C.]

Brennspiegel aus Eis. — William Scoresby, der Jüngere, erzählt in der Beschreibung einer Reise nach den Polargegenden, er habe aus einem reinen Stück Eis eine Linse von nicht einmal sehr regelmäßiger Gestalt verfertigt und mit derselben Schießpulver losgebrannt, Holz entzündet, Blei geschmolzen, die Tabakspfeifen der Matrosen angezündet und dergleichen mehr. Das Letztere hätte seine Leute so ergötzt und in Verwunderung gesetzt, daß Alle mit ihren Pfeifen herbeigekommen wären, um das Vergnügen zu haben, eine Pfeife zu rauchen, die auf eine so außerordentliche Art angesteckt wäre. Dieser Reisende bestätigt dadurch Andreas Gärtner's Behauptung in einer zu Dresden schon im Jahre 1715 erschienenen Schrift über die von ihm erfundenen hölzernen und vergoldeten parabolischen Spiegel, daß er ebensolche von Eis hergestellt und mit denselben bei der größten Kälte durch die Sonnenstrahlen Feuer angezündet habe. [E. K.]

Humoristisches.



Verfehlte Begründung.

Bettler: Ich bitt', schenken Sie mir ein kleines Almosen, ich hungere schon seit zwei Tagen

Geizhals: O Du Glücklicher, der Du zwei Tage hungern kannst! Ich kann es höchstens einen Tag.



Ein Ausweg.

Nun, Kind, wie lebt ihr zusammen?
— Köstlich, Mama, mein Männchen ist ein Engel!
Wie, hat er sich denn das Biertrinken, das Du nicht leiden mochtest, abgewöhnt?
— Nein, er hat's mir angewöhnt!

Bei den Bergbewohnern der Insel Korsika scheint die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden eine sehr große zu sein. Ist Jemand gestorben, so stellen sich mehrere Männer vor sein Bett und bringen ihm einen ganz gewaltigen Trompetentusch. Bleibt er darauf hin still, so wird er gleich einem Fuchs auf dem Betttuch geprellt; rührt er sich auch dann noch nicht, so schreitet man beruhigt zu den Begräbnißvorbereitungen. [G. W. G.]

Bilder-Räthsel.

T Ä U ig, T i ' g' R' L' & SR' S & Z' RG' it

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 23:
Falsche Freunde loben, was wahre an Dir tadeln.

Vorsilben-Räthsel.

Wer mit ab mich gern zu thun pflegt,
Der beweist ein gutes Herz.
Aber thut er es gezwungen,
Macht es ihm Verdruß und Schmerz.
Wer mit an mich gern zu thun pflegt,
Der ist boshaft und gemein,
Dennoch möchte selbst der Edle
Oft dazu im Stande sein.
Wer mit ver mich gern zu thun pflegt,
Uebt die schwerste Menschenpflicht.
Aber thut er es beim Spiele,
Thut es ihm der Partner nicht.
[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 25.

Buchstaben-Räthsel.

Dem Vegetarianer wird's mit ü bei Tisch nicht fehlen,
Doch ohne ü würd' er davon sich nichts zur Speise wählen;
Da müßte er ja Fleisch schon essen,
Und das scheint ihm nicht angemessen. [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Kapsel-Räthsels von Nr. 23: Mußt die Mama Du fragen.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.